

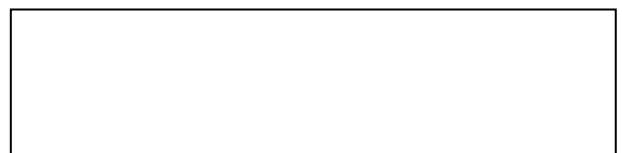
Name:	
Klasse/Jahrgang:	



Standardisierte kompetenzorientierte schriftliche
Reifeprüfung / Reife- und Diplomprüfung / Berufsreifeprüfung

5. Mai 2023

Deutsch



Hinweise zur Aufgabenbearbeitung

Sehr geehrte Kandidatin! Sehr geehrter Kandidat!

Ihnen werden im Rahmen dieser Klausur insgesamt drei Themenpakete mit je zwei Aufgaben vorgelegt. Wählen Sie eines der drei Themenpakete und bearbeiten Sie beide Aufgaben zum gewählten Thema.

Themenpakete	Aufgaben
1. Literatur – Kunst – Kultur	Saša Stanišić: <i>Herkunft</i> Textinterpretation (540–660 Wörter) 1 Textbeilage (Romankapitel)
	Freiheit der Kunst Leserbrief (270–330 Wörter) 1 Textbeilage (Interview)
2. Sprache im digitalen Zeitalter	Bedeutung des Sprachenlernens Erörterung (540–660 Wörter) 1 Textbeilage (Bericht)
	Emojis Zusammenfassung (270–330 Wörter) 1 Textbeilage (Interview)
3. Familie	Die Oma, der Mythos Textanalyse (540–660 Wörter) 1 Textbeilage (Essay)
	Staat und Familie Leserbrief (270–330 Wörter) 1 Textbeilage (Kommentar)

Ihnen stehen dafür 300 Minuten an Arbeitszeit zur Verfügung.

Die Aufgaben sind unabhängig voneinander bearbeitbar.

Verwenden Sie einen nicht radierbaren, blau oder schwarz schreibenden Stift.

Verwenden Sie ausschließlich die Ihnen zur Verfügung gestellten Blätter. In die Beurteilung wird alles einbezogen, was auf den Blättern steht und nicht durchgestrichen ist. Streichen Sie Notizen auf den Blättern durch.

Schreiben Sie auf jedes Blatt Ihren Namen und die fortlaufende Seitenzahl. Geben Sie die Nummer des gewählten Themenpakets und den jeweiligen Aufgabentitel an.

Falls Sie mit dem Computer arbeiten, richten Sie vor Beginn eine Kopfzeile ein, in der Ihr Name und die Seitenzahl stehen.

Als Hilfsmittel dürfen Sie ein (elektronisches) Wörterbuch verwenden. Die Verwendung von (gedruckten und online verfügbaren) Enzyklopädien oder elektronischen Informationsquellen ist nicht erlaubt.

Abzugeben sind das Aufgabenheft und alle von Ihnen verwendeten Blätter.

Ihre Arbeit wird nach folgenden Kriterien beurteilt:

- Inhalt
- Textstruktur
- Stil und Ausdruck
- normative Sprachrichtigkeit

Viel Erfolg!

Thema 1: Literatur – Kunst – Kultur

Aufgabe 1

Saša Stanišić: *Herkunft*

Verfassen Sie eine Textinterpretation.

Lesen Sie das Kapitel *An die Ausländerbehörde* aus dem Roman *Herkunft* (2019) von Saša Stanišić (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun die **Textinterpretation** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie den Inhalt des Kapitels kurz wieder.
- Analysieren Sie Aufbau, Erzählperspektive und sprachliche Gestaltung des Textes.
- Deuten Sie das Kapitel im Hinblick auf die Situation des Protagonisten im März 2008.

Schreiben Sie zwischen 540 und 660 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 1 / Textbeilage 1

Saša Stanišić: *Herkunft* (2019)

AN DIE AUSLÄNDERBEHÖRDE

Am 7. März 1978 wurde ich in Višegrad an der Drina geboren. In den Tagen vor meiner Geburt hatte es ununterbrochen geregnet. Der März in Višegrad ist der verhassteste Monat, weinerlich und gefährlich. Im Gebirge schmilzt der Schnee, die Flüsse wachsen den Ufern über den Kopf. Auch meine Drina ist nervös. Die halbe Stadt steht unter Wasser.

Im März 1978 war es nicht anders. Als bei Mutter die Wehen anfangen, brüllte ein heftiger Sturm über der Stadt. Der Wind bog die Fenster vom Kreißsaal und brachte Gefühle durcheinander, und mitten in einer Wehe schlug auch noch der Blitz ein, dass alle dachten, aha, soso, jetzt also kommt der Teufel in die Welt. So unrecht war mir das nicht, ist doch ganz gut, wenn Leute ein bisschen Angst haben vor dir, bevor es überhaupt losgeht.

Nur gab all das meiner Mutter nicht unbedingt ein positives Gefühl, den Geburtsverlauf betreffend, und da die Hebamme mit der gegenwärtigen Situation ebenfalls nicht zufrieden sein konnte, Stichwort *Komplikationen*, schickte sie nach der diensthabenden Ärztin. Die wollte, so wie ich jetzt, die Geschichte nicht unnötig verlängern. Es reicht vielleicht zu sagen, dass die Komplikationen mithilfe einer Saugglocke vereinfacht wurden.

Dreißig Jahre später, im März 2008, musste ich zum Erlangen der deutschen Staatsbürgerschaft unter anderem einen handgeschriebenen Lebenslauf bei der Ausländerbehörde einreichen. Riesenstress! Beim ersten Versuch brachte ich nichts zu Papier, außer dass ich am 7. März 1978 geboren worden war. Es kam mir vor, als sei danach nichts mehr gekommen, als sei meine Biografie von der Drina weggespült worden.

Die Deutschen mögen Tabellen. Ich legte eine Tabelle an. Trug auch ein paar Daten und Infos ein – *Besuch der Grundschule in Višegrad, Studium der Slavistik in Heidelberg* –, es kam mir jedoch vor, als hätte das nichts mit mir zu tun. Ich wusste, die Angaben waren korrekt, konnte sie aber unmöglich stehen lassen. Ich vertraute so einem Leben nicht.

Ich setzte neu an. Schrieb wieder das Datum meiner Geburt und schilderte den Regen und dass mir Großmutter Kristina meinen Namen gegeben hat, die Mutter meines Vaters. Sie kümmerte sich auch in den ersten Jahren meines Lebens viel um mich, da meine Eltern studiert haben (Mutter) beziehungsweise berufstätig waren (Vater). Sie war bei der Mafia, schrieb ich der Ausländerbehörde, und bei der Mafia hat man viel Zeit für Kinder. Ich lebte bei ihr und Großvater, am Wochenende bei den Eltern.

Ich schrieb der Ausländerbehörde: Mein Großvater Pero war mit Herz und Parteibuch Kommunist und nahm mich mit auf Spaziergänge mit Genossen. Wenn sie über die Politik sprachen, und das taten sie eigentlich immer, schlief ich super ein. Mit vier konnte ich mitreden.

Ich radierte das mit der Mafia wieder aus, man weiß ja nie.

Ich schrieb stattdessen: Meine Großmutter besaß ein Nudelholz, mit dem sie mir stets Prügel androhte. Es kam nicht dazu, ich habe aber bis heute ein reserviertes Verhältnis zu Nudelholzern und indirekt auch zu Teigwaren.

Ich schrieb: Großmutter hatte einen goldenen Zahn.

Ich schrieb: Ich wollte auch einen goldenen Zahn, also malte ich einen meiner Schneidezähne mit gelbem Filzstift an.

Ich schrieb der Ausländerbehörde: Religion: keine. Und dass ich quasi unter Heiden aufgewachsen sei. Dass Großvater Pero die Kirche den größten Sündenfall des Menschen nannte, seit die Kirche die Sünde erfunden hat. 40

Er stammte aus einem Dorf, in dem der Heilige Georg, Georg, der Drachentöter, verehrt wird. Beziehungsweise, wie mir damals schien, mehr so die Drachenseite. Drachen besuchten mich früh. Vom Hals der Verwandten baumelten sie als Anhänger, Stickereien mit Drachenmotiv waren ein beliebtes Mitbringsel, und Großvater hatte einen Onkel, der schnitzte kleine Drachen aus Wachs und verkaufte die als Kerzen auf dem Markt. Das war schon gut, wenn man den Docht anzündete und das Viech aussah, als würde es ein Feuerchen speien. 45

Als ich fast alt genug war, zeigte mir Großvater einen Bildband. Die fernöstlichen Drachen fand ich am besten. Die sahen grausam, aber auch bunt und lustig aus. Die slawischen Drachen sahen nur grausam aus. Auch die, die angeblich nett waren und kein Interesse an Verheerung oder Jungfrauenentführung hatten. Drei Köpfe, krasse Zähne, so was. 50

Ich schrieb der Ausländerbehörde: Das Krankenhaus, in dem ich geboren wurde, gibt es nicht mehr. Gott, wie viel Penicillin ich dort in den Arsch gepumpt bekommen habe, schrieb ich, ließ es aber nicht stehen. Man will ja eine womöglich etepetete Sachbearbeiterin mit solchem Vokabular nicht verstören. Ich änderte also *Arsch* zu *Gesäß*. Das kam mir aber falsch vor, und ich entfernte die ganze Info. 55

Zu meinem zehnten Geburtstag schenkte mir der Rzav die Zerstörung der Brücke in unserem Viertel, der *Mahala*. Ich sah zu vom Ufer, wie der Nebenarm der Drina die Brücke so lange mit Frühling in den Bergen bearbeitete, bis die Brücke sagte, alles klar, dann nimm mich halt mit. 60

Ich schrieb: Keine biografische Erzählung ohne Kindheitsfreizeitgestaltung. Ich schrieb mit Großbuchstaben mitten auf das Blatt:

SCHLITTENFAHREN

Die Meisterstrecke begann unter dem Gipfel des Grad, wo im Mittelalter ein Turm über das Tal gewacht hatte, und endete nach einer engen Kurve vor dem Abgrund. Ich erinnere mich an Huso. Huso schlich mit einem alten Schlitten den Grad hinauf, außer Puste, lachend, und auch wir, die Kinder, lachten, lachten ihn aus, weil er dürr war und Löcher in den Stiefeln hatte und viele Zahnlücken. Ein Irrer, dachte ich damals, heute denke ich, er hat einfach am Konsens vorbeigelebt. Wo man schlief, wie man sich kleidete, wie deutlich man Wörter aussprechen und in welchem Zustand sich die Zähne befinden sollten. Er ging es anders an als die meisten. Genau genommen war Huso bloß ein arbeitsloser Säufer, der vor dem Abgrund nicht gebremst hat. Vielleicht weil wir ihn nicht gewarnt hatten vor der finalen Kurve. Vielleicht weil er sich die Reflexe weggesoffen hatte. Huso schrie, wir hin, und dann war es ein Freudenschrei gewesen: Huso saß auf seinem Schlitten, und der Schlitten hing auf halbem Hang im Unterholz. 65

„Weiter, Huso!“, riefen wir. „Gib nicht auf!“ Angefeuert durch unsere Rufe und vor allem die Tatsache, dass es in seiner Lage leichter war, nach unten als nach oben zu gelangen, schlug sich Huso aus dem Gestrüpp und rauschte den restlichen Hang hinab. Es war unglaublich, wir waren ekstatisch, und Huso wurde 1992 angeschossen in seinem Verschlag an der Drina, seinem Haus aus Karton und Brettern, unweit des Wachturms, wo – die alten Epen besingen es – je nachdem, wen du fragst, entweder der serbische Held, Königssohn Marko, einst Zuflucht vor den Osmanen fand, oder der bosniakische – Alija Đerzelez auf seiner geflügelten Araber Stute über die Drina sprang. Huso überlebte, verschwand und kam nicht wieder. Die Meisterstrecke hat nie wieder einer so gemeistert wie er. 75 80

Ich schrieb eine Geschichte auf, die so begann: *Fragt man mich, was für mich Heimat bedeutet, erzähle ich von Dr. Heimat, dem Vater meiner ersten Amalgam-Füllung.*

85

Ich schrieb der Ausländerbehörde: Ich bin Jugo und habe in Deutschland trotzdem nie was geklaut, außer ein paar Bücher auf der Frankfurter Buchmesse. Und in Heidelberg bin ich mal mit einem Kanu in einem Freibad gefahren. Radierte beides aus, weil vielleicht Straftaten und nicht verjährt.

Ich schrieb: *Hier ist eine Reihe von Dingen, die ich hatte.*

90

Quelle: Stanišić, Saša: *Herkunft*. München: Luchterhand 2019, S. 6–10.

INFOBOX

Saša Stanišić (geb. 1978 in Višegrad, heutiges Bosnien): deutsch-bosnischer Schriftsteller, lebt nach seiner Flucht vor dem Bosnienkrieg (1992–1995) seit 1992 in Deutschland. Im autobiografisch geprägten Roman *Herkunft* geht es um Flucht, Abschied, Erinnerung und Ankommen in einer neuen Umgebung.

Ausländerbehörde: Die Ausländerbehörden sind in Deutschland für Aufenthalt, Erwerbstätigkeit und Integration von Ausländern im Bundesgebiet zuständig.

Vgl.: https://www.gesetze-im-internet.de/aufenthg_2004/__71.html [15.12.2022].

Drina, Rzav: Flüsse

Thema 1: Literatur – Kunst – Kultur

Aufgabe 2

Freiheit der Kunst

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen ein Interview über die Freiheit der Kunst und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie das Interview *Die Kunst und ihre Grenzen* mit Hanno Rauterberg aus der Online-Ausgabe der *Tiroler Tageszeitung* vom 5. November 2018 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Nennen Sie Gründe für die Bedrohung der Freiheit der Kunst laut Hanno Rauterberg.
- Nehmen Sie Stellung zu ausgewählten Aussagen des Kunstkritikers.
- Begründen Sie Ihre eigene Position zur Bedeutung der Freiheit der Kunst.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 2/Textbeilage 1

Die Kunst und ihre Grenzen

Gemälde werden abgehängt, Skulpturen vernichtet. Sind die neuen gesellschaftlichen Tabus eine Bedrohung für die Kunst? Ein Gespräch mit Kunstkritiker Hanno Rauterberg.

Interview: Gerlinde Tamerl

Tiroler Tageszeitung: *Das Verständnis, was die Freiheit der Kunst bedeutet, hat sich sehr gewandelt. Inwiefern ist die Freiheit der Kunst bedroht?*

Hanno Rauterberg: Ich spreche oft mit Künstlern und Museumsdirektoren. Viele erzählen mir, dass sie sich nicht mehr so frei fühlen. Es gibt einen gesellschaftlichen Wertewandel, der sich nicht nur in der bildenden Kunst, sondern auch im Film und im Theater bemerkbar macht. Moralische und soziale Konflikte werden heute in den Arenen der Kultur ausgetragen. Es wird weniger über Ästhetik gestritten, dafür umso mehr über moralische Fragen wie zum Beispiel: Darf ein guter Künstler auch ein schlechter Mensch sein? Und wo verlaufen die sittlichen Grenzen seiner Kunst?

Sie schreiben „Die Kunst war immer auch Gegner, ein Hassobjekt“. Wie manifestieren sich die Angriffe gegen die Kunst heute?

Kunst war immer umstritten, aber es waren meist konservative Parteien oder die Kirche, die unsittliche und blasphemische Umtriebe witterten. Heute gibt es immer noch Konflikte mit der Obrigkeit, aber es gibt mindestens so starke

Konflikte mit einem Teil des Publikums. Dieses Publikum fühlt sich aufgeklärt, zählt zum linksliberalen Milieu und will sich bestimmte Dinge nicht mehr bieten lassen. Diese Menschen akzeptieren nicht mehr, wenn Künstler als Machos auftreten oder Frauen in der Kunst diskriminiert werden. Auch Tiere dürfen nicht mehr gequält werden. Im New Yorker Guggenheim Museum musste eine Video-Installation, die angekettete Hunde zeigte, abgebaut werden, weil sich Tierschützer dagegen aufgelehnt haben.

Was spricht denn dagegen?

Nichts spricht gegen Emanzipation, nichts gegen Tierwohl, doch die Darstellung von Unrecht in der Kunst ist ja selbst kein Unrecht. Das wird oft verwechselt. Dabei geht es in der Kunst ja gerade darum, dass sie frei ist, uns mit Dingen zu konfrontieren, die uns unbequem sind, vielleicht auch verletzend. Moderne Kunst, hieß es lange, soll verstören. Heute hat man eher den Eindruck: Sie soll uns besänftigen.

Die so genannte Digitalmoderne spielt dabei eine entscheidende Rolle. Warum?

Früher gab es die Zensur „von oben“. Heute macht sich eine

Zensur „von unten“ bemerkbar. In der Digitalmoderne ist es leichter geworden, eine Petition aufzusetzen, um dann ein breites Echo über die sozialen Medien zu erzeugen. Plötzlich unterschreiben eine halbe Million Leute eine Petition gegen eine Video-Installation und das Museum gerät unter Druck. Das Erschreckende: Die Freiheit der Kunst wird auch dort in Frage gestellt, wo sie einst von der Aufklärung errungen wurde.

Warum ist das so? Weshalb sollen der Kunst neue Grenzen gesetzt werden?

Viele Leute haben ein Problem mit der Freiheit. Und das liegt an der gesellschaftlichen und ökonomischen Liberalisierung, die von manchen Menschen als Bedrohung empfunden wird. Sie wünschen sich neue, klare Grenzen. Für manche sollen es nationale Grenzen sein, andere denken eher an kulturelle Grenzen, um ihre Identität zu schützen. In der Kunst jedoch ging es immer um Entgrenzung. Deshalb ist es nicht so verwunderlich, dass sie von manchen angefeindet wird.

Gab es moralische Diskussionen in der Kunst nicht immer schon?

Ja, aber dem Künstler stand es frei, sich über die Moral zu erheben.

Caravaggios Bilder wusste man zu schätzen, obwohl er als Mensch ein Scheusal war. Heute ist das anders, das haben wir in der #MeToo-Debatte erlebt. Es ist richtig, dass ein Schauspieler wie Kevin Spacey vor Gericht gestellt wird, wenn er sich an Minderjährigen vergangen haben sollte, aber ihn dafür aus Filmen herauszuschneiden, das ist eine neue Dimension. Ich finde es richtig,

dass sich im Bewusstsein etwas verändert, nur würde ich davor warnen, einzelne Kunstwerke dafür haftbar zu machen, was der Urheber möglicherweise verbrochen hat. [...]

Warum ist es so wichtig, dass die Freiheit der Kunst gewahrt bleibt?

Die Kunst lebt vom produktiven Kontrollverlust, davon, dass

der Mensch sich in Anbetracht der Kunst selber fremd wird. Es braucht die Bereitschaft, die Freiheit der Kunst als eine Möglichkeit der Selbstreflexion auszuhalten. Als einen Spielraum, in dem auch das Verdrängte seinen Platz hat und alle darüber streiten dürfen. Wie dumm wäre eine Gesellschaft, diesen Spielraum abzuschaffen. ■

Quelle: <https://www.tt.com/artikel/14976397/die-kunst-und-ihre-grenzen> [15.12.2022].

INFOBOX

Caravaggio, Michelangelo Merisi da (1571 – 1610): italienischer Maler

Thema 2: Sprache im digitalen Zeitalter

Aufgabe 1

Bedeutung des Sprachenlernens

Verfassen Sie eine Erörterung.

Lesen Sie den Bericht *Wenn der Computer das Sprechen übernimmt* von Peter Mayr aus der Online-Ausgabe der Tageszeitung *Der Standard* vom 8. Februar 2019 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun die **Erörterung** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Benennen Sie die beiden in der Textbeilage dargelegten Positionen zu den Auswirkungen neuer Übersetzungstechnologien.
- Diskutieren Sie die Frage, ob das Erlernen von Fremdsprachen angesichts dieser Technologien überflüssig wird.
- Setzen Sie sich mit möglichen Auswirkungen dieser technologischen Entwicklung auf den gesellschaftlichen Umgang mit Mehrsprachigkeit und Sprachenvielfalt auseinander.

Schreiben Sie zwischen 540 und 660 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 1 / Textbeilage 1

Wenn der Computer das Sprechen übernimmt

Der digitale Simultandolmetscher ist längst keine Science-Fiction mehr. Wird das Erlernen von Fremdsprachen überflüssig?

Von Peter Mayr

Menschen wie Giuseppe Gasparo Mezzofanti gab es nur wenige. Der italienische Kardinal, geboren 1774 in Bologna, soll über ein Talent verfügt haben, um das ihn wohl heute noch viele beneiden. Er habe rund 50 Sprachen verstanden und einen Gutteil davon gesprochen, lautet eine Überlieferung. Und selbst wenn es ein paar weniger waren, ist diese Fähigkeit weit von jeder Norm entfernt.

Sprachenvielfalt gilt auch heute noch als hohes Gut. Was aber, wenn das Erlernen von Sprachen nicht mehr notwendig ist? Wenn Computer die Übersetzung ins Chinesische, Russische oder Französische übernehmen – und das in Echtzeit? Im Roman *Per Anhalter durch die Galaxis* von Douglas Adams aus dem Jahr 1979 gibt es ein Wesen, den „Babel fish“, der, ins Ohr gesetzt, alle Sprachen übersetzen kann. Kein Wunder, dass einmal ein Übersetzungsprogramm diesen Namen bekam. 2019 macht das kein Fisch wie im Buch, es macht die Technik.

Wie gut maschinelle Übersetzung funktioniert, lässt sich leicht erfahren: Google Translate wird allorts benutzt. Natürlich gibt es

auch andere, wie das Kölner Technologieunternehmen DeepL, das seit zwei Jahren einen Übersetzer anbietet. Das Prinzip funktioniert gleich: In einem Textfeld wird der Originaltext eingespeist, daneben erscheint sofort – dank neuronaler Netze – die entsprechende Übersetzung.

Noch treten dabei immer wieder Fehler auf, aber diese Systeme werden ständig besser. „Die Qualität hat dazu geführt, dass auch professionelle Übersetzungsdienste jetzt bereit sind, damit zu arbeiten“, sagt Martin Volk, Professor am Institut für Computerlinguistik der Uni Zürich.

„Hobby einer Elite“

Für den Forscher ist klar, wohin die Reise geht – zum technischen „Babel fish“ nämlich. Es gebe schon erste Systeme, die in diese Richtung gehen würden, gesprochene Sprache zu übersetzen. „Das ist technisch schon vorgespurt“, sagt Volk.

Seine Prognose klingt je nach Sichtweise ernüchternd oder segensreich: „Das Lernen, fürchte ich, wird zu einem Hobby einer Elite, also das, was Latein heute ist“, sagt er. Ob das auch auf das

Englische zutrifft? „Es kann sein, dass man hier sagt: Die erste Fremdsprache müssen wir noch selbst beherrschen. Ich sehe das Problem eher bei der zweiten oder gar dritten. Die Wirtschaft wird das nicht verlangen. Und es wird dazu führen, dass die Leute deutlich weniger Sprachen lernen.“

Am Zentrum für Translationswissenschaft an der Universität Wien wird auf eine andere Zukunft gesetzt. Das Sprachenlernen werde nicht aussterben, sagt Professor Gerhard Budin: „Ganz im Gegenteil. Die Menschen wollen nach wie vor Sprachen lernen.“

Selbst wenn es heutzutage technisch möglich sei, in Echtzeit maschinell zu übersetzen und zu dolmetschen, würden die Menschen danach trachten, „in vielen Situationen in einer gemeinsamen Sprache zu kommunizieren. Das ist ein Verlangen der Menschen.“

Es gehe auch viel um kulturelle Identität, die sich in der Sprache einer Gruppe ausdrücke. „Es gibt auch die Angst, sich in einem Einheitsbrei zu verlieren – kulturelle Vielfalt drückt sich oft auch in sprachlicher Vielfalt aus“, meint Budin.

Sprache als Ausdrucksmedium

Was bedeutet das universelle sprachliche Verstehen für die Gesellschaft? Der Philosoph Matthias Jung von der Universität Koblenz-Landau kennt eine Antwort: „Die Grundfrage lautet: Was ist Sprache? Linguisten, Übersetzer werden sagen, dass sie ein Werkzeug zur Weitergabe von Informationen ist. Das greift aber zu kurz. Sprache ist nämlich auch ein Ausdrucksmedium, das uns erlaubt, zu zeigen, was uns wichtig ist, was uns bedeutend scheint“, sagt er.

Sprachen würden sich darin stark unterscheiden, wie sie Wirklichkeit gliedern: „In Australien gibt es Stämme, die beziehen alle Orte auf Berge, die sich dort befinden. Mit Begriffen wie Nord oder Süd fange ich daher wenig an. Das ist sicher ein extremes Beispiel, aber es zeigt sehr schön, dass es Unterschiede in der Grundhaltung zur Welt gibt.“

Hart getroffen von den technischen Umwälzungen werden ganze Branchen. „Es wird – wie in vielen Berufen – Spezialanwendungen geben“, sagt der Schweizer Computerlinguistik-Professor Martin Volk, aber er prognostiziert: „Langfristig wird es weniger Übersetzer und Dolmetscher brauchen.“ Es werde literarische, medizinische oder auch rechtliche Texte geben, für die es Nachkontrolle brauche.

Für den Wiener Übersetzungsexperten Budin „passieren die Dinge gleichzeitig“. Die Technologien werden immer besser, „aber es braucht weiterhin professionelle Übersetzer und Dolmetscher, denn die Arbeit wird nicht weniger. Sie verändert sich nur.“

Bildungseffekt

Der Bildungseffekt dürfe nicht außer Acht gelassen werden, sagt

Philosoph Jung: „Eine fremde Sprache zu erlernen macht uns reflektierter in Bezug auf die eigene Sprache und Kultur.“ Die Erfahrung, dass in anderen Sprachen die Wirklichkeit mit anderen Mitteln artikuliert werde, andere Dinge wichtig seien als in der Muttersprache, schärfe den Blick fürs Eigene und Fremde gleichzeitig: „Wer mehrere Sprachen beherrscht, für den sieht die Welt farbiger aus.“

Dass Datenkraken wie Google mit Texten en gros gefüttert werden, habe natürlich auch eine gefährliche Komponente: „Mit unseren digitalen Werkzeugen hinterlassen wir Spuren“, sagt Volk – und meint damit vorwiegend Verschriftlichtes. Noch, muss man wohl hinzufügen. ■

Quelle: <https://www.derstandard.at/story/2000097713412/wenn-der-computer-das-sprechen-uebernimmt> [15.12.2022].

INFOBOX

Datenkraken: abwertender Begriff für Unternehmen oder Programme, die systematisch und in großem Umfang persönliche Daten sammeln und auswerten

en gros: *hier* massenhaft

neuronale Netze: *hier* künstliche neuronale Netze, die den Verbindungen im menschlichen Nervensystem nachgebildet sind und mittels mathematischer Formeln Aufgaben lösen können


Thema 2: Sprache im digitalen Zeitalter

Aufgabe 2

Emojis

Schreiben Sie eine Zusammenfassung.

Situation: Im Rahmen eines Projekts im Deutschunterricht zum Thema *Sprache im digitalen Zeitalter* fassen Sie für Ihre Mitschüler/innen bzw. Ihre Kurskolleginnen und -kollegen ein Interview über Emojis zusammen.

Lesen Sie das Interview „Wenn das  plötzlich fehlt, stimmt etwas nicht“ mit Florian Busch aus der Online-Ausgabe der deutschen Wochenzeitung *Die Zeit* vom 17. Juli 2020 (Textbeilage 1).

Schreiben Sie nun die **Zusammenfassung** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie diejenigen Faktoren wieder, die die Verwendung von Emojis beeinflussen können.
- Beschreiben Sie die Möglichkeiten, die der Gebrauch von Emojis eröffnet, sowie die Gründe für ihren Erfolg.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 2/Textbeilage 1


Emojis

„Wenn das plötzlich fehlt, stimmt etwas nicht“

Warum finden wir die Schwiegermutter mit ihren Emojis peinlich, aber den kleinen Bruder nicht? Der Linguist Florian Busch erklärt, wer welche Emojis benutzt.

Interview: Eike Kühl

Heute schon Emojis in die WhatsApp-Gruppe gepostet? Wenn nicht, dann mal los. Denn der 17. Juli ist Welt-Emoji-Tag. Aber wieso verwenden wir meistens die gleichen Emojis? Und was passiert, wenn wir es mal vergessen? Das beantwortet Florian Busch, Sprachwissenschaftler am Germanistischen Institut der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Er hat unter anderem zum Emoji-Gebrauch unter Jugendlichen geforscht.

ZEIT ONLINE: *Herr Busch, jetzt mal Hand aufs : Wie viele der bunten Bildchen verwenden Sie als Sprachwissenschaftler pro Tag?*

Florian Busch: Das sind sicherlich einige. Vor allem in der digitalen Kommunikation bin ich definitiv ein Freund des Emojis. Ich habe die Möglichkeit, mein Schriftinventar durch Bildzeichen aufzustocken, mit ganzem Herzen umarmt. Aber das macht natürlich nur einen kleinen Teil meiner Alltagsschriftlichkeit aus. Im wissenschaftlichen Schreiben verwende ich Emojis natürlich nicht.





Sie haben den Gebrauch von Emojis erforscht. Welche Bevölkerungsgruppe verwendet die meisten?


Das ist schwer zu sagen. Viele linguistische Untersuchungen, die sich mit digitaler Sprache beschäftigen, basieren auf einer ausbauwürdigen Datengrundlage. Das liegt unter anderem daran, dass viele Menschen ihre privaten Nachrichten der Wissenschaft nicht zur Verfügung stellen wollen. Es gibt zwar Studien, wonach Frauen mehr Emojis benutzen als Männer und wonach die Verwendungshäufigkeit im Kindesalter hoch ist, dann wieder etwas abnimmt und in der mittleren Altersgruppe wieder steigt. Aber ob diese Befunde verallgemeinerbar sind, ist fraglich. Die Verwendung von Emojis hängt letztlich immer auch von persönlichen Präferenzen ab, die unabhängig von Alter oder Geschlecht sind.

Soll heißen: Es gibt auch junge Menschen, die echte Emoji-Muffel sind?

Es gibt junge Leute, die einen innovativen Sprachgebrauch pflegen, die verspielt sprechen und auch so schreiben. Und es gibt junge Leute, die sich eher konservativ

ausdrücken. Das sehen wir auf verschiedenen sprachlichen Ebenen wie der Wortwahl oder eben dem Einsatz von Emojis. Die interessantere Frage bei der Untersuchung des Emoji-Gebrauchs ist letztlich nicht das Alter und auch nicht die Anzahl der Emojis, die eine Person verwendet, sondern welche zum Einsatz kommen und welche Funktionen sie übernehmen.

Also ob jemand mit  antwortet oder mit   ?

Bei der Verwendung von Emojis gibt es eine Art soziales Kontinuum. Nehmen wir das lächelnde Emoji , das vielleicht konservativste Emoji überhaupt. Das können wir uns sogar in einer beruflichen E-Mail vorstellen. Emojis, die verspielter, bildlicher und bunter sind, dagegen nicht. Wer sich nun insgesamt konservativ ausdrückt, wird diese Emojis vermutlich vermeiden. Gleichzeitig entwickeln wir Gebrauchsprofile, die wir heranziehen, um mit verschiedenen Rezipienten zu kommunizieren – mit der besten Freundin sprechen wir anders als mit einem Arbeitskollegen. Das gilt auch für den Einsatz von Emojis.

Weshalb ist es eigentlich peinlich, wenn die Schwiegermutter im Familienchat plötzlich viele Emojis postet, aber völlig normal, wenn der kleine Bruder dasselbe tut?


Eine wichtige Funktion von Emojis besteht darin, sprachliche Äußerungen mit sozialer Information anzureichern, zu beschreiben, wie wir zueinander stehen. Wenn die Schwiegermutter nun vielleicht mit vielen Emojis versucht, ihre Herzlichkeit in der Chatgruppe auszudrücken, könnte das als „trying too hard“ rüberkommen. Gleichzeitig haben wir natürlich immer soziale Stereotype und Vorstellungen im Kopf: Von der Schwiegermutter erwarten wir möglicherweise nicht diese verspielte Kommunikation.

Wie viele Emojis sind denn zu viele in einer Nachricht?



Das hängt von Normen ab, die sich in Kommunikationsgemeinschaften einschleifen. Was in der einen Gemeinschaft, etwa der WhatsApp-Gruppe mit Schulfreunden, angemessen ist, ist im Chat mit der Schwiegermutter möglicherweise unangemessen. Interessant ist, dass bei der Verwendung von Emojis immer auch bestimmte Erwartungsnormen entstehen.

Inwiefern?

Ich habe in meiner Untersuchung eines Chats von zwei Mädchen beispielsweise verfolgen

können, wie sie ein ganzes Jahr über, bis auf wenige Ausnahmen, jede einzelne Nachricht mit einem Herzchen  beendet haben. Ursprünglich wollten sich beide damit ihrer sozialen Beziehung gewahr werden. Aber sobald Routine einkehrte, verblasste die Bedeutung. Vielmehr entsprach der Gebrauch nun der erwarteten Norm. Das Emoji musste nicht immer aufs Neue interpretiert werden. Im Gegenteil, wenn das Herzchen plötzlich fehlte, wurde das als bedeutsam interpretiert, denn offenbar stimmte etwas nicht. Dann war die Ansage: „Pass auf, vielleicht ist mein Gegenüber verstimmt, frag doch lieber mal nach, ob alles okay ist.“

Gibt es kulturelle Unterschiede in der Verwendung von Emojis?

Definitiv. Man kann sagen, dass es vielleicht einen Grundstock an etwa fünf Emojis gibt, die weltweit eingesetzt werden. Zu den meistgenutzten Emojis gehört etwa das Tränen lachende Smiley , gefolgt vom Herz. Durch die Verbreitung sind sie auch in ihrer Bedeutung festgelegt; jeder weiß, was sie bedeuten. Doch schon bei den etwas weniger häufig verwendeten Emojis variiert die Bedeutung von Kommunikationsgemeinschaft zu Kommunikationsgemeinschaft. Die zusammengefalteten Hände  etwa können ein Zeichen für Beten sein, für High Five stehen oder, in der japanischen Kultur, auch ein Dankeschön bedeuten.

Man liest häufig, Emojis seien eine eigene Sprache. Stimmt das?

Nein, ich würde es eher eine Ergänzung unserer Schriftsprache nennen. So wie wir mündlich mit Lautstärke, Tonlage und Geschwindigkeit einen bestimmten Gemütszustand vermitteln können, können wir das in der Schriftsprache mit Emojis. Sie dienen als Interpretationsrahmen: Sie kommentieren das, was wir mit sprachlichen Mitteln verschriftet haben. Und sie sind meines Erachtens deshalb auch weniger als Alternative zu Wörtern zu sehen als zu Interpunktionszeichen: Wer einen Satz mit „?!“ beendet, könnte das auch mit einem Emoji ausdrücken.

Wieso sind Emojis eigentlich vor allem in den vergangenen zehn Jahren so erfolgreich geworden? Emoticons wie :-) gibt es doch schon seit Jahrzehnten.

Das hat zwei Gründe. Erstens wurden Emojis erst 2010 in den Unicode-Standard aufgenommen. Seitdem können Emojis auf verschiedenen Systemen und Geräten vergleichbar angezeigt werden. Zweitens haben wir durch das Smartphone einen exorbitanten Anstieg der Alltagsschriftlichkeit erfahren. Wir schreiben nicht mehr nur im schulischen oder professionellen Kontext, sondern auch privat rund um die Uhr.

Was sagen Sie eigentlich zu der Behauptung, durch Emojis würde

unsere Sprache verrohen oder sie würden unserem Sprachvermögen schaden? 😞

Dem würde ich entschieden widersprechen. Emojis verursachen kein Weniger an Sprache,

sondern sie ergänzen die Sprache und sorgen für mehr sprachliche Variabilität und Schreibstile. Auch Kinder und Schüler verlernen dadurch nicht die traditionelle Schriftsprache. Es gibt aus linguistischer Sicht keine Hinweise

darauf, dass Kinder nicht mehr unterscheiden können, wann und wo sie Emojis einsetzen und wann nicht. Emojis haben ihren Platz in unserer Sprache. Aber deshalb werden sie unsere Sprache nicht ersetzen oder schädigen. ■

Quelle: <https://www.zeit.de/digital/internet/2020-07/emojis-sprache-internet-chat-linguistik-emotionen-smileys/komplettansicht>
[15.12.2022].

INFOBOX

Unicode-Standard: Zeichencodierungssystem, das sprach- und programmunabhängig den weltweiten Austausch, die Verarbeitung und die Anzeige von Schrift und Zeichen (auch Emojis) in digitalen Systemen ermöglicht. In der aktuellen Version umfasst der Zeichensatz knapp 150 000 Zeichen.

Thema 3: Familie

Aufgabe 1

Die Oma, der Mythos

Verfassen Sie eine Textanalyse.

Lesen Sie den Essay *Die Oma, der Mythos* von Viktoria Klimpfinger aus der Online-Ausgabe der Tageszeitung *Wiener Zeitung* vom 19. November 2020 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun die **Textanalyse** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie den Inhalt des Essays kurz wieder.
- Analysieren Sie Aufbau und sprachliche Gestaltung des Textes.
- Erschließen Sie mögliche Intentionen der Autorin.

Schreiben Sie zwischen 540 und 660 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 1 / Textbeilage 1

Familie

Die Oma, der Mythos

Das Bild der Großmutter ist gespickt mit sämtlichen Klischees einer patriarchal geprägten Gesellschaft.

Von Viktoria Klimpfinger

Den Kindergarten habe ich gehasst. Wie generell so ziemlich alle erzwungenen Gruppenaktivitäten mit drei-Käse-gleich-hohen Altersgenossen. Bei den Pfadfindern bestand meine einzige soziale Interaktion mit einem Gleichaltrigen darin, dass mir der kleine Kevin im Kellerlokal eines Simmeringer Gemeindebaus den Zeigefinger verbog. Und vom obligatorischen Skikurs will ich gar nicht erst anfangen – die übliche soziale Unsicherheit mit dem zusätzlichen Reiz der ständigen Verletzungsgefahr? Nein, danke. Dass ich nicht besonders anschlussfähig war, ja nicht einmal Interesse heucheln wollte für andere ebenbürtig minderreife Gsteameln, machte den meisten Erwachsenen in meinem näheren Umfeld leise Sorgen.

Außer der Oma.

Die Komplizin

Sie war unbeirrt auf meiner Seite. So sehr, dass sie mich an Freitagen oft nicht, wie sie sollte, in den Kindergarten brachte und mich in meiner persönlichen Vorhölle bis zum Mittag schmoren ließ; nein, freitags schwänzten wir. Ich durfte sie in den Supermarkt begleiten und danach mit dem

Opa Gabelfrühstück essen und die Welt war zumindest vorübergehend wieder in Ordnung.

Meine Großmutter war also so etwas wie meine eingeschwo-rene Komplizin und ist es noch, obwohl wir längst nicht mehr zusammen stangeln gehen. Inzwischen wäre ich ihr gerne hin und wieder eine ebenbürtig engagierte Komplizin, die ihr gewisse Dinge abnimmt oder zumindest erleichtert, vor allem, seit sie mit ihren 83 Jahren zur Corona-Risikogruppe zählt.

Doch Hilfe anzunehmen, fällt ihr nicht leicht; ihren täglichen Gang zum Supermarkt lässt sie sich nicht ausreden. Seit ich sie kenne, markiert sie die Unkaputtbare, hatte immer schon ihren ganz eigenen Kopf, der sich in der Vergangenheit – das muss man ihr zugestehen – ja auch als Abrissbirne für so manche Mauer bewährt hat. Etwa als sie sich für meinen Großvater entschied, der aus einem kleinen Dorf im Weinviertel kam und dem eigenwilligen Standesdünkel ihrer Wiener Familie so gar nicht entsprach. Als sie mit Mitte 30 und bereits Mutter eines Kleinkinds die Matura nachmachte und sich schließlich als Schuldirektorin immer wieder gegen chauvinistische Männerrunden behaupten

musste. Und auch als ihr Mann krank wurde und sie ihn bis zu seinem Tod alleine pflegte. Sie selbst wird nicht krank, das hat sie vor Jahren mal beschlossen.

Wenn ich anderen von ihr erzähle, sind das also meistens Geschichten darüber, wie sie sich ihre Platzwunde, die sie sich beim Dachrinnenreinigen zugezogen hat, mit Haarshampoo auswäscht, als wäre nichts passiert, wie sie mit gezücktem Küchenmesser im dunklen Haus nach einem vermeintlichen Einbrecher sucht oder wie sie mir bei Liebeskummer zur Seite steht mit lakonischen Dauerbrennern wie: „Liebesgram und dünner Schiss, das sind zwei arge Schmerzen. Das eine macht den Hintern wund, das andere die Herzen.“

Allerdings bin ich längst nicht die Einzige, die mit einer bis zum Irrationalen resoluten und zugleich bis an die Grenzen der Nachvollziehbarkeit liebevollen Oma auftrumpfen kann. Erzähle ich von ihr, erzählen mir mindestens drei andere in der Runde von ihrer ebenso coolen Großmutter. Und auch meine Oma hat eine Oma, von der sie gerne erzählt: die „Sandwerk-Oma“, so nennt man sie innerhalb der Familie, weil sie die Hietzinger Sandwerke führte – mit derber

Hand. „Die Oma konnte einen Kutscher beleidigen“, sagt meine 110 Oma immer wieder. Soll heißen: Die Sandwerk-Oma konnte so arg schimpfen, dass sogar die offenbar sonst sehr wortgewaltigen Kutscher kleinlaut wurden. Sie nahm sich kein Blatt vor den Mund. Während des Kriegs „hieß sie den Hitler das Arschlecken“, auch das erzählt meine Oma immer wieder stolz. Erst als 120 ihr daraufhin ein SS-Mann die Pistole ansetzte, verstummte sie. Schlaganfall.

Der Mythengang der Großeltern und insbesondere der Großmutter ist weder Zufall noch ein besonders zeitgenössisches Phänomen. Ja, wahrscheinlich ist er sogar evolutionär bedingt. Immerhin versucht die sogenannte Großmutter-Hypothese in der biologischen Anthropologie, die evolutionäre Herkunft der Menopause damit zu erklären, dass es die Überlebenswahrscheinlichkeit der Enkel erhöht habe, wenn die Großmütter bei ihrer Versorgung mithalfen. Die Großmutter wäre also ganz pragmatisch ein Selektionsvorteil. 140

Mehr Dickens als Darwin

Das Bild der Großmutter, das an so vielen Stellen zitiert wird, ist allerdings weniger Darwin und viel mehr Dickens. Literarisch 145 haben wir es wohl vor allem der Romantik zu verdanken, wenn man sich die zahlreichen Märchen von Grimm bis Andersen ansieht, in denen die Oma eine wesentliche Rolle spielt. Sie sei eine Erscheinung des

„bürgerlichen“ 19. Jahrhunderts, schreibt Alfred Rommel 1981 in der *Zeit*. Mit Božena Němcová 155 1855 in tschechischer Sprache erschienenem Roman „Babička“ wird die gütige, ländliche Großmutter zur romantisierten Identifikationsfigur – „alle Kinder liebten Babička“, bringt Karel Gott es noch gut 100 Jahre später auf den Punkt.

Dass das so ist, liegt wohl nicht zuletzt daran, dass scheinbar jede 165 Großmutter mit unnachahmlichem Kochtalent und einem Hang zur Überfütterung ihrer Schützlinge ausgestattet ist. Schon in Goethes „Dichtung und Wahrheit“ versorgt die Großmutter die Enkelkinder „mit allerlei guten Bissen“. Und auch heute steht die Oma motivisch hoch im Kurs, sei es literarisch in der zeitgenössischen Enkelliteratur, in der die Enkelkinder die Geschichten und das Leben ihrer Großeltern aufarbeiten wie jüngst etwa Lisa Eckhart in ihrem Erstling „Omama“, 180 in der Kinder- und Jugendliteratur wie in Mira Lobes „Omama im Apfelbaum“, die beweist, dass die Oma nicht zwangsweise blutsverwandt und streng genommen 185 nicht einmal real sein muss, oder musikalisch von Ernst Moldens „Heanoisa Oma“ bis zur Oma, die im Hühnerstall Motorrad fährt. Meistens gutmütig, manchmal schrullig und immer irgendwie ein Original. Ungemein positiv besetzt ist die Oma-Figur also meistens, wobei Ausnahmen die Regel bestätigen wie die Zucker- 195 oma im gleichnamigen österreichischen Film, die war nicht wirklich süß, dafür wenigstens siaßlat.

Gegen die Verklärung

Doch bei aller Romantisierung 200 und Verklärung trägt das Bild der starken, ewig gütigen Großmutter ein paar dunkle Altersflecken. Alfred Rommel schreibt der Großmutter-Figur des 19. Jahrhunderts in seinem *Zeit*-Artikel aus den Achtzigern eine „im Alter mehr und mehr sich sublimierende Mütterlichkeit“ zu, eine „Urmütterlichkeit“, die sich noch 210 bis heute in vielen Köpfen und Darstellungen erstaunlich hartnäckig hält. Die Oma lebt ganz für die Familie, besonders für das Aufziehen der Enkelkinder, 215 kocht wie keine zweite, schupft den Haushalt und besitzt dabei einen Geduldsfaden aus Stahl.

Das Oma-Bild ist gespickt mit sämtlichen Klischees, die eine 220 patriarchal geprägte Gesellschaft den Frauen so gerne zuschreibt, von Hausfrau bis „Powerfrau“ fehlt oft nur die sexualisierte Variante. Das gibt zu denken und 225 das wird den Omas letztlich auch nicht gerecht. Sie sollten keine versteckte Projektionsfläche sein für längst überholte Rollenbilder, mit denen sie selbst wohl 230 allzu oft zu kämpfen hatten. Vielmehr sollten wir sie als das sehen, was sie sind: eigenständige Personen, auch außerhalb des Familienverbandes, mit Facetten, Stärken und Schwächen. Die Oma ist immerhin auch nur ein Mensch.

Und jeder Mensch braucht ab und zu Komplizen. ■

Quelle: <https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/kultur/mehr-kultur/2082956-Die-Oma-der-Mythos.html> [15.12.2022].

Die Infobox befindet sich auf der nächsten Seite.

INFOBOX

Babička (tschechisch): Großmutter

Gott, Karel (1939–2019): tschechischer Sänger und Komponist

Gsteameln (Dialekt): kleine Menschen, Kinder

„Heanoisa Oma“: Lied in der Wiener Mundart über die Großmutter aus dem Wiener Bezirk Hernals

Oma, die im Hühnerstall Motorrad fährt: Anspielung auf das Scherzlied „Meine Oma fährt im Hühnerstall Motorrad“

siaßlat (Dialekt): süßlich im Sinne von scheinheilig, heuchlerisch freundlich, heimtückisch

stangeln gehen (ugs.): schwänzen

Thema 3: Familie

Aufgabe 2

Staat und Familie

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen einen Kommentar zur Rolle von Staat und Familie und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Kommentar *Familiendämmerung* von Eric Frey aus der Schwerpunktausgabe *Familie* der Tageszeitung *Der Standard* vom 7./8. Dezember 2019 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie kurz Eric Freys Position zum „Niedergang der Familie im Westen“ wieder.
- Bewerten Sie die Position des Autors.
- Begründen Sie Ihre eigene Position zu dieser Thematik.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 2/Textbeilage 1

Familiendämmerung

Konservative Stimmen betrauern gerne den Niedergang der Familie im Westen. Aber ein Blick in andere Kulturen zeigt: Wo die Loyalität zur Familie eingefordert wird, herrschen Korruption, Misswirtschaft und Gewalt. Es ist Zeichen einer modernen Demokratie, dass man sich dafür oder dagegen entscheiden kann.

Von Eric Frey

Familien werden vor allem in konservativen Kreisen gerne als Keimzellen der Gesellschaft und des Staates bezeichnet. Starke Familien, so das Argument, sorgen dafür, dass die größere Gemeinschaft auch gut funktioniert.

Aber warum sind dann die Familienbande gerade in Entwicklungsländern mit schwachen oder kaum existenten staatlichen Strukturen so ausgeprägt? Warum wird dafür in den nordischen Staaten mit ihren reifen Zivilgesellschaften kaum noch geheiratet und weisen andere europäische Demokratien besonders hohe Scheidungsraten auf?

Die Rolle der Familie bildet heute eine Frontlinie zwischen westlichen und nichtwestlichen Gesellschaften. Während hierzulande der Familienbegriff vieler Migranten als überholtes patriarchales Korsett gesehen wird, das vor allem Ehefrauen und Kinder ihrer Freiheiten beraubt, herrscht anderswo Unverständnis über die fehlende Solidarität und Loyalität in europäischen oder amerikanischen Familien.

Wie kann es nur sein, bekam meine Mutter vor einigen Jahren

von einer Einwanderin aus Aserbaidschan zu hören, dass sie bei keinem ihrer drei Söhne wohnt? Was sind das für Menschen, die ihre Mutter alleinlassen, fragte vorwurfsvoll die Frau, die mit ihrer erwachsenen Tochter in einer deutschen Stadt wohnt. Sollten Sie nicht Ihrer Tochter mehr Freiheit lassen, fragte meine Mutter zurück – und stieß damit wiederum auf Befremden.

In weiten Teilen der Welt ist es der Normalfall, dass mehrere Generationen unter einem Dach leben, die Eltern den Ehepartner aussuchen und man ihnen auch als Erwachsener gehorcht, die Sexualmoral streng ist, die Scheidung verpönt und die Bevorzugung von Verwandten gegenüber Fremden ganz natürlich ist. Was in Europa als Nepotismus und Korruption gilt, ist anderswo die einzig zulässige Moral. Wer seine Familie im Stich lässt, ist ein Verräter und muss in manchen Gesellschaften sogar ums Leben fürchten. In kaum einem anderen Bereich ist die kulturelle Kluft so groß wie bei der Familie.

Man kann, muss aber nicht

Das kann man religiös, kulturell, sozial oder wirtschaftlich erklären – oder politisch. Die Familie

mag zwar einst eine Keimzelle des Staates gewesen sein. In Demokratien mit Rechtsstaat und einem sozialen Netz verliert sie allerdings an Bedeutung: Ein Europäer kann sich seiner Familie zugehörig fühlen, aber er darf sich auch von ihr entfernen.

Diese Entwicklung lässt sich gut durch politische Theorie erklären. Zivilisation basiert auf Kooperation, doch diese entsteht nicht von selbst. [...]

Keimzelle und Gefängnis

Kooperation entsteht erst in gesellschaftlichen Strukturen, in denen Vertrauen herrscht, dass auch andere die Regeln befolgen, und man Bestrafung fürchtet, wenn man gegen Gemeinschaftsinteressen handelt. Die traditionelle Familie sorgt für beides, für Geborgenheit und Gehorsam. Sie ist daher die Keimzelle der Zivilisation, aber gleichzeitig ein Gefängnis, in dem die Angehörigen durch Religion, Scham und manchmal auch durch Gewalt zum Zusammenhalt gezwungen werden.

Ein moderner Rechts- und Sozialstaat kann diese Aufgaben viel besser erfüllen. Gesetze werden eingehalten, weil man sich sicher

sein kann, dass der Großteil der Mitbürger dies ebenfalls tut. Gegenseitige Rücksichtnahme wird durch das Bildungssystem sowie gemeinsame Werte vermittelt und im Falle von Verstößen durch eine funktionierende Justiz durchgesetzt. Dank eines stabilen Pensionssystems müssen Kinder nicht für ihre Eltern im Alter sorgen. Und wer in eine Notlage gerät, kann sich an staatliche Stellen wenden. Natürlich ist es schön, wenn Angehörige beispringen oder ihre Eltern im Alter pflegen. Aber es ist nicht zwingend. Ob man die Eltern täglich sieht oder nur zu Weihnachten, ob man seine Geschwister mag oder ihnen aus dem Weg

geht, ob man den Lebensstil der Eltern fortführt oder sich davon trennt, all das steht dem Einzelnen frei. In unserer Individualgesellschaft ist das Kollektiv der Familie nur eine von mehreren Wahlmöglichkeiten.

Wer Familienwerte verherrlicht, sollte eines bedenken: Starke Familien stehen starken Staaten im Weg. Wo die Loyalität zum eigenen Clan Vorrang hat, dort entsteht kein gemeinschaftliches Vertrauen. Dann werden Steuern nicht bezahlt und Gesetze ignoriert. Dann setzen Politiker, auch demokratisch gewählte, ihre Angehörigen in alle wichtigen Positionen, weil sie anderen nicht

trauen. Dann wird der destruktive Individualismus zwar innerhalb der Familien in Schach gehalten, dafür aber stehen Familien untereinander im ungeregelten Wettbewerb. Das führt zu Korruption, Misswirtschaft, bis hin zu Gewalt und Bürgerkrieg.

Bei aller Liebe zu meiner Frau und meinen Kindern, meinen Brüdern und meiner Mutter sehe ich den Niedergang der Familie im Westen ganz nüchtern als Zeichen des Fortschritts. Ein starker solidarischer Staat kann zwar nicht die menschlichen, sehr wohl aber die politischen Funktionen der Familie ersetzen. Und er soll das auch. ■

Quelle: Der Standard, 7./8. Dezember 2019, S. 14.

